

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 58 (1985)

Heft: [2]

Artikel: Elitebildung in der Schweiz?

Autor: Gehrig, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Liebe Leser

Europa ist gegenüber Amerika und Japan in der Forschung, Entwicklung und Produktion ins Hintertreffen geraten. Immer weniger Neuerungen stammen aus dem alten Erdteil, immer mehr Wirtschaftszweige werden bei uns gewaltig dezimiert. Wir kennen alle das Beispiel der Uhrenindustrie, die vor wenigen Jahren noch fast 100 000 Leute beschäftigte, heute hat sich deren Zahl auf 30 000 reduziert. Wir sprechen von struktureller Arbeitslosigkeit. Der eine oder andere von Ihnen wird sich fragen: Was haben diese wirtschaftlichen Probleme mit Erziehung zu tun? Ich glaube sehr viel. Die Zielsetzungen der Erziehung stehen in einem wesentlichen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gesamtlage. Es hat keinen Sinn, an diesen Gegebenheiten vorbei zu erziehen.

Bei der Erforschung der Gründe für die Rückschläge in der europäischen Forschung und Produktion ist unter anderem das Thema der Elitebildung aufs Tapet gekommen, mit anderen Worten, die Frage tauchte auf: Haben wir zuwenig für unsere Begabten getan? Nachdem in den letzten Jahrzehnten die Schaffung der Chancengleichheit oder Chancengerechtigkeit, die Demokratisierung der Bildung im Vordergrund stand, so zeigt sich heute an verschiedenen Orten eine Hinwendung zur Begabtenförderung: Elitebildung auch in der Schweiz?



Elitebildung in der Schweiz?

von Prof. Dr. Hans Gehrig, Zürich

Nachdem jahrelang andere Themen die bildungspolitische und pädagogische Diskussion beherrscht haben, taucht in neuerer Zeit immer häufiger ein Begriff auf, der in der Schweiz bisher einen eher pejorativen Beigeschmack hatte: Elitebildung. Sorgen machen sich – so scheint es – in erster Linie jene Leute, die Überlegungen zur wirtschaftlich-ökonomischen Zukunft unseres Kleinstaates anstellen. Aber auch andere Gruppierungen melden sich: Wird in der Schweiz genügend getan zur Sicherstellung einer kulturellen Präsenz im In- und Ausland? Fördert sie ihre Qualitätseliten hinreichend? Schliesslich registriert man im Bereich der Erziehungswissenschaft – dem «Gesetz der Pendelschläge» folgend – da und dort eine neue Zuwendung zur

Herausgeber / Editeur: Verband Schweiz. Privatschulen / Fédération Suisse des Ecoles privées
Redaktion / Rédaction: Dr. Fred Haenssler, Alpeneggstrasse 1, 3012 Bern, Telefon 031 / 23 35 35
Druck / Impression: Ott Verlag+Druck AG, 3607 Thun 7, Telefon 033 / 22 16 22
Inserate / Annonces: Ott Verlag Thun, Postfach 22, 3607 Thun 7, Telefon 033 / 22 16 22
Jahres-Abonnemente / Abonnement annuel: Fr. 30.– / Einzelhefte / Numéros isolés: Fr. 3.–
Erscheinungsweise / Mode de parution: Monatlich / Mensuel

Begabungs- und Begabten-(lies auch: Hochbegabten-)Förderung, nachdem in den vergangenen Jahrzehnten eher sozialpsychologische Fragen, Probleme der Chancengleichheit und die Demokratisierung im Bildungswesen behandelt worden sind. Auch der Verfasser muss zugeben, dass er das Thema keineswegs von sich aus aufgegriffen hätte, wenn nicht eine Herausforderung von aussen – aus dem Ausland – an ihn herangetragen worden wäre.*

Das relativ hohe Ansehen, das die schweizerische Wirtschaft, das schweizerische Kulturschaffen, die Forschung und auch das Bildungswesen im Ausland nach wie vor haben, führt dort offensichtlich immer wieder zur Schlussfolgerung, dass in der Schweiz der Bildung und der Förderung von Eliten viel Aufmerksamkeit geschenkt werde. Der Kenner der schweizerischen Bildungslandschaft ist dann aber verblüfft, wenn er erfahren muss, dass die Vorstellungen über schweizerische Elitebildung gerne mit dem Vorhandensein mehr oder weniger renommierter Internate und Privatschulen am Genfersee und im Bündnerland verknüpft werden. Dies war Anlass genug, mit gewissermassen empirischer Neugierde einigen eher ungewöhnlichen Fragestellungen nachzuspüren: Was verstehen wir eigentlich unter Eliten? Wie sind solche Menschen beschaffen, die in der Schweiz zur Elite gezählt werden? Gibt es in der Schweiz Einrichtungen zur Bildung und Förderung von Eliten? Wie vertragen sich in unserem Land die Anliegen der Demokratie und der Elitebildung?

Was verstehen wir unter Eliten?

Um den Elitebegriff kreisen vielfältige Deutungen und wohl auch Missverständnisse. Man bringt den Begriff rasch in Verbindung mit «Privilegien», «ererbten Rechten» und «unkontrollierter Macht». Jedenfalls reagierte der Leiter der Dokumentationsstelle für Bildungsfragen in Genf, Prof. Eugen Egger, auf eine entsprechende Anfrage eher konsterniert: «Warum der effekthaschende Titel «Elitebildung in der Schweiz» anstatt «höhere Bildung»? Der Ausdruck «Elitebildung» hat heute einen pejorativen Beigeschmack. Dabei brauchen wir doch alle und in jeder Sparte eine Elite. Was wir ablehnen, sind Privilegien oder Vorurteile.» Also: Wir brauchen zwar Eliten, aber wir reden nicht gerne darüber, vor allem nicht theoretisch. Vielleicht kommen wir der Sache dann ein bisschen näher, wenn wir empirisch vorgehen und ein kleines Befragungsexperiment an den Anfang stellen.

Dass aus dem willkürlich angesprochenen Personenkreis zuerst die Antwort kommt, die Angehörigen der schweizerischen Skinationalmannschaft seien eine Elite, ist weder als Witz gemeint noch blosser Zufallstreffer. Tatsächlich ist uns der Begriff im Umkreis des Sports geläufiger, weniger belastet, und die Kontroverse Elitesport versus Breitensport ist ja auch bei uns ein öffentliches Thema. Doch bereitet es keine Schwierigkeiten, konkrete Namen auch aus anderen Bereichen zu nennen. Je nach Beruf, Geschlecht und Alter der Befragten werden entweder Träger öffentlicher Funktionen und Ämter, Wirtschaftsführer, also *Funktionseliten*, oder dann Künstler, Wissenschaftler, Professoren also *Qualitätseliten*, genannt. So hört man Namen von Bundesräten: Furgler, Brugger zum Beispiel. Immer wieder erwähnt wird der vor allem auch durch das Fernsehen populär gewordene frühere Direktionspräsident der Schweizerischen Nationalbank, Fritz Leutwiler, oder ein anderer Direktionspräsident, jener der angesehenen Swissair, Armin Baltensweiler. Der soeben ebenfalls zurückgetretene Migros-Chef Pierre Arnold, der Generalstabschef der Schweizerischen Armee, Korpskommandant Zumstein, Staatssekretär Paul Jolles, 18 bis vor kurzem Direktor des Bundesamtes für Aussenwirtschaft, werden aufgezählt.

Dann natürlich auch Schriftsteller wie Max Frisch, bildende Künstler wie Max Bill und, je nachdem, mit wem man das Gespräch führt, berühmte Ärzte, Forscher und Hochschulprofessoren.

Wer wird in der Schweiz zur Elite gezählt?

Fragen wir uns bei den genannten Repräsentanten schweizerischer Eliten, was ihnen allenfalls gemeinsam ist. Zunächst ergibt sich die lapidare Feststellung, dass alle bestandenen Alters sind und sichtbare Erfolge auszuweisen haben. Man ist also bereit, den Begriff einer Leistungselite dann anzuwenden, wenn überdurchschnittliche und von einer breiten Öffentlichkeit zur Kenntnis genommene Leistungen vorliegen. Es handelt sich um Leute, die nicht aus elitären Elternhäusern stammen, und Leute, die die «gewöhnlichen» Schulen besucht haben, die in ihrem Metier «ganz unten» begonnen haben – von der Pike auf –, dann aber aus eigener Kraft die einzelnen Stufen ihrer Laufbahn «ungewöhnlich rasch» genommen haben. Arnold begann seinerzeit als Stallbursche und Winzer. Baltensweiler wuchs im glarnerischen Dorf Mollis auf, wo der Vater Bahnbeamter war. Leutwilers Grossvater war Steinhauer gewesen, der Vater absolvierte eine kaufmännische Lehre. Baltensweiler und Arnold sind nicht Absolventen von Harvard, sondern der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH). Leutwiler studierte an der Universität Zürich Nationalökonomie. Nationalökonomie und nicht etwa Militärwissenschaft in West Point studierte auch der Generalstabschef Zumstein. Bundesrat Furgler studierte in Zürich, Freiburg und Genf, und nur gerade Paul Jolles ist Absolvent einer typischen Eliteuniversität; er promovierte an der Harvard-Universität in Cambridge. Wenn man sagt, der schweizerische Elitemann fange in der Regel unten an, so gilt das im besondern auch für die Militärs: Jeder, der in der Schweizer Armee Karriere macht, muss als gewöhnlicher Rekrut beginnen und nicht nur jede einzelne Stufe der Militärhierarchie durchlaufen, sondern vom Leutnantsgrad an gemäss Beförderungsreglement jeden Grad auch einige Jahre ausüben. Auch der brillianteste Offizier kommt nicht weiter, ehe er fünf Jahre Leutnant, zwei Jahre Oberleutnant, acht Jahre Hauptmann, sieben Jahre Major gewesen ist. Da hilft weder Herkommen noch Begabung, noch der Besuch von ausländischen Militärakademien vorzeitig weiter.

In jeder Karriere spielen aber auch Zufall und Glück mit. Furglers politische Laufbahn verlief ungewöhnlich steil. Nachdem der Rechtsanwalt und begabte Jungpolitiker als Sekretär der Partei mit der Kärnerarbeit begonnen hatte, wurde er, erst 31jährig, einer der jüngsten Nationalräte. Glück und Konstellation waren insofern mit im Spiel, als er Nachfolger eines zu diesem Zeitpunkt in den Bundesrat gewählten anderen Nationalrates (Holenstein) wurde. Der Direktionspräsident der Nationalbank, Leutwiler, sagt, dass er ursprünglich gar nicht ins Bankfach habe einsteigen wollen. Es war eher Zufall, dass er nach einigen erfolglosen Bewerbungsschreiben eine Stelle als Sekretär der Vereinigung für gesunde Währung (damals 650 Franken Monats-salär) annahm. Hier fiel er dann allerdings rasch positiv auf und erhielt einen Posten bei der Nationalbank angeboten. Baltensweiler von der Swissair, der sich sein ETH-Studium mit der Militärfliegerei selber verdient hatte, sagt ebenfalls, dass er Glück gehabt habe, die für ihn wichtigste erste Anstellung bei den Flugzeugwerken Emmen zu erhalten. Pierre Arnold schliesslich hatte seinerzeit Glück, dass ihm der Präsident des Schulrates der ETH ein Studiengeld verschaffen konnte.

Wir sind uns bewusst, dass wir soeben ein ausgesprochenes Idealbild skizziert haben, wie es in Wirklichkeit doch eher selten vorkommt. Bekanntlich neigt die Demo-

kratie auch dazu, Politiker zu wählen, die das sogenannte gesunde Mittelmass nicht durch zuviel Kreativität und Originalität übersteigen. Man wählt gerne Leute, die Schutz vor Überraschungen bieten und Stabilität gewährleisten. Anders liegen die Dinge im Bereich von Kunst und Wissenschaft, wo in erster Linie das *Ergebnis* zählt. Die *Qualität* eines Kunstwerks oder einer Forschung ist eben keine Frage demokratischer Entscheidungsprozesse. In der Wirtschaft und auch im Militär sind in erster Linie die *Führungsqualitäten* einzelner Menschen vordergründig. Hier spielen denn auch die rationalen Aspekte der *Auswahl* und der *Schulung* von Eliten eine vorrangige Rolle.

Die Bildung und Förderung von Eliten

Mit dem Hinweis auf Auswahl und Schulung berühren wir die Fragen des «Zutrittsrechts» und des Bildungsangebots. Unbestritten ist die Forderung, dass Eliten nicht sich selbst genügen und erstarren dürfen. Beim Bildungsangebot sind zwei Fragestellungen zu unterscheiden. Erstens: Gibt es Einrichtungen, die sich per definitionem als Eliteschulen (Schulen für Eliten beziehungsweise Schulen für die Heranbildung von Eliten) verstehen? Zweitens: Wie steht es mit den Absichten und Möglichkeiten des offiziellen staatlichen Bildungssystems in unserem Land, Eliten zu fördern oder zu vernachlässigen?

Zuerst kommen wir auf einige private oder halbstaatliche Institutionen zu sprechen, die für sich in Anspruch nehmen, elitebildend zu wirken. Als Beispiel dafür stehe einmal ein solches *privates Töchterinstitut*, das wahrscheinlich im Ausland besser bekannt ist als in der Schweiz. Diese Internatsschule ist nur einer elitären Schicht zugänglich, die in der Lage ist, dreissig- bis vierzigtausend Franken Schulgeld pro Jahr auszugeben. Die Mädchen rekrutieren sich aus höheren Familien aus aller Herren Ländern, und der Zweck ihres Aufenthaltes ist der sogenannte *finish*, das heisst die Vorbereitung auf ein Leben höherer Bestimmung als künftige Gattinnen bedeutender Männer. Sie haben das «Savoir-vivre» der höheren Gesellschaft gelernt, können zum Beispiel einen Tee «pour le Club» organisieren, einen Louis-XV- von einem Louis-XVI-Fauteuil unterscheiden; wissen, woher der Name Fayence kommt und wie man ein Ölgemälde reinigt usw. Diese Art von Instituten spielt in der schweizerischen Bildungslandschaft zweifellos eine gewisse Rolle; man muss sich aber fragen, ob man sie zum Bildungswesen im engeren Sinn oder zu den Einrichtungen des Fremdenverkehrs zählen soll.

Eine ganz andere Art von Eliteschulen stellen unsere *halbstaatlichen höheren Fach- und Kunstschulen* dar. Als Beispiel sollen Konservatorium und Musikakademie in Zürich stehen. Als *halbstaatlich* gelten diese Institutionen deshalb, weil sie als Stiftung gegründet worden sind, der Staat aber namhafte Beiträge ausrichtet (zurzeit ca. 5,7 Mio. Fr.) und im Verwaltungsrat Einsitz nimmt. Im Sinne einer eigentlichen Elitebildung führt das Konservatorium vier *Meisterklassen*: Operngesang, Klavier, Liedinterpretation und Violine. Dass dem Konservatorium daneben auch eine bedeutende Breitenwirkung zukommt, beweist die Tatsache, dass gegenwärtig an den Zürcher Musikinstituten etwa sechshundert Studenten eingeschrieben sind. Die vom Staat geförderten Institute haben stets auch zu einem Anteil dem *Gemeinwohl* zu dienen, hier insofern, als Lehrkräfte für den Musikunterricht an den öffentlichen Schulen ausgebildet und Diplome für Chor- und Orchesterleiter ausgestellt werden. Private *Stiftungen mit staatlicher Unterstützung* haben in unserem Land Tradition.

20 Das namhafteste Werk in diesem Sinn ist der *Nationalfonds*. Der «Schweizerische

Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» wurde im Jahr 1952 mit einem Stiftungskapital von 330 000 Franken errichtet. Stifter waren die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft, die Schweizerische Akademie der medizinischen Wissenschaften, die Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft, der Schweizerische Juristenverein sowie die Schweizerische Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft. Im Betriebsjahr 1983 verfügte der Nationalfonds über insgesamt rund 150,2 Mio Fr., wobei der Bund 146,7 Mio Fr. beisteuerte. Bei den *persönlichen* Beiträgen, die der Nationalfonds ausrichtet, wird unterschieden zwischen solchen an angehende und solchen an fortgeschrittene Forscher. Dies entspricht einer gezielten Eliteförderung. Der Hauptteil der Beiträge entfällt aber auf Forschungsprogramme. Auch auf diese Weise kommen freilich Eliteleute in den Genuss der Gelder, aber es gelten demokratische Grundsätze, indem *alle Wissenschaftszweige «vor dem Nationalfonds grundsätzlich gleichgestellt sind»*. Die Mittel sind so zu verteilen, dass die Forschung «unter Berücksichtigung» weniger begünstigter Institutionen in allen Landesteilen gefördert wird» (Art. 3 der Statuten). Im internationalen Vergleich könnte man sagen, dass in der Schweiz der Nationalfonds durchaus jene Funktion übernimmt, die in den USA die Eliteuniversitäten zur Förderung ihrer «graduate students» wahrnehmen. Die Beurteilungskriterien des Nationalfonds zur Auswahl von Programmen und Personen gelten als sehr streng. Im Jahre 1983 wurden mehr als zehn Prozent der Gesuche, die ihrerseits schon durch eine Vorselektion gingen, abgewiesen.

Initiativen der Wirtschaft

Private Initiativen zur Förderung der Eliten sind in der Schweiz vor allem in jenem Bereich ergriffen worden, der ganz aus der privaten Initiative lebt: der *Wirtschaft*. Dabei verlief die Entwicklung so, dass zuerst Konzepte für das mittlere Kader und erst seit etwa zwei Jahrzehnten auch solche für das oberste Management entwickelt worden sind. Dies ist übrigens ein Vorgang, der sich im Militär in ähnlicher Weise abgespielt hat. In Militär und Wirtschaft geht man von der Voraussetzung aus, dass *starke Führerpersönlichkeiten* notwendig sind, dass aber auch das Führungsverhalten bis zu einem hohen Grad geschult und perfektioniert werden kann. Weil es aber in der Schweiz lange Zeit keine systematischen Ausbildungsgänge und Fortbildungsmöglichkeiten für das oberste Kader gab, haben sich in den vergangenen Jahren bei der Entwicklung von Konzepten zur Optimierung von Entschlussfassungs- und Entscheidungsverläufen wie auch zur Führungstechnik und zum Führungsverhalten (unter Einbezug von Psychologie, Gruppendynamik und Didaktik) Militär und Wirtschaft gegenseitig beeinflusst und gefördert. Das Milizsystem hat hervorragende Möglichkeiten, ziviles Know-how im Bereich von Führung und Ausbildung zu nutzen. Andererseits haben seit je Wirtschaftsführer und Spitzenfunktionäre immer wieder betont, sie hätten ihre persönliche Führungsschulung nicht in ihrem Beruf, sondern im Militärdienst erhalten.

In neuerer Zeit wird derartige Wechselwirkung nicht mehr einfach dem Zufall überlassen, sondern systematisch genutzt. Als Beispiel seien die Kurs- und Ausbildungskonzepte erwähnt, die der St. Galler Wirtschaftspädagoge und Hochschulprofessor Rolf Dubs, Milizoffizier der Schweizer Armee, für die Armee entwickelt hat. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang etwa die «Kaderschmiede» der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) auf dem Wolfsberg bei Ermatingen, die sowohl in der Person ihres derzeitigen Direktors, wie auch im Ausbildungskonzept zur Führungs-

schulung eine typisch helvetische Symbiose militärisch-ziviler Elitebildung darstellt. Im «Führungsbrevier» der Schweizerischen Bankgesellschaft wird die Philosophie zur Führungsschulung wie folgt dargestellt: «Ein Chef ist dann glaubwürdig, wenn er durch Fachwissen und Führungskönnen, aber auch durch charakterliche Eigenschaften überzeugt. So verdient er sich Vertrauen und Achtung seiner Vorgesetzten, Kollegen, Mitarbeiter und Kunden durch Aufrichtigkeit und Integrität, Bescheidenheit und Loyalität, Mass und Sinn für das Mögliche, Mut und Durchsetzungskraft, Offenheit für Anregung und Kritik, Phantasie und Kreativität, Verantwortungsbewusstsein und Zuverlässigkeit, Einfühlungsvermögen und Humor. Da Charaktermerkmale nur schwer beeinflussbar sind, muss diesen bei Auswahl und Beförderung von Führungskräften starke Bedeutung zukommen. Die überzeugende Führungspersönlichkeit wird vor allem im Verhalten als Vorgesetzter, Mitarbeiter, Gruppenmitglied, Geschäftspartner und Staatsbürger sichtbar.»

Die Notwendigkeit der Führungsschulung wird damit begründet, dass der «Weiterbildung in der Praxis durch die Praxis» eben Grenzen gesetzt seien, da die «Hektik des Geschäftsalltags leicht und unbewusst zu unreflektierten Verhaltensweisen» führe. Im besonderen gehe es darum, «die Zusammenhänge von Menschenführung, Bewältigung von Sachgeschäften und Verwendung der führungstechnischen Hilfsmittel zu erkennen und deren sinnvolles Zusammenspiel zu erproben».

Neben dieser Art *interner Eliteschulung* sind schweizerische Grossunternehmen in den letzten zehn bis zwanzig Jahren dazu übergegangen, ihre Spitzenleute auch *extern* zu schulen. Der Bührle-Konzern als Beispiel zählt weltweit 35 000 Mitarbeiter. Von diesen gehören etwa 150 zur absoluten Spitze, also zur Funktionselite. Heute werden alle neuen Spitzenleute 10 bis 16 Wochen in eine externe Fortbildung nach Stanford, Carnegie-Mellon (Pittsburg), Harvard, dem Massachusetts Institute of Technology (MIT) oder nach Fontainebleau geschickt. Damit wird deutlich, dass heute die Elitebildung einen internationalen Charakter angenommen hat, und zwar gilt das nicht nur für die Wirtschaft.

Demokratie und Elitebildung

Kehren wir nun wieder in den engeren Bereich des nationalen Bildungswesens zurück und fragen uns, wie sich im *demokratischen Staatswesen* Elite- und Volksbildung vertragen. Natürlich ist in den Deklarationen der Staatsschule von Elitebildung nicht die Rede. Nach Verfassung und Gesetz sorgt in der Schweiz seit 1830 der Staat für eine *öffentliche und allen frei zugängliche Schule*. Dieser Grundsatz des liberalen demokratischen Staates, der das Schulwesen bewusst in seine Obhut nimmt, ist nach wie vor von der grossen Mehrheit der Schweizer nicht bestritten, obwohl es immer wieder auch Tendenzen gibt, andere Formen der Trägerschaft im Sinne eines ausgebauten staatlich anerkannten Privatschulwesens zu postulieren. Solche Entwicklungen sind verständlich, weil die Idee der Gleichheit, also die *Idee einer Grundbildung als gemeinsamer Nenner für alle*, auch Gefahren in sich birgt. Eine solche Gefahr ist die Tendenz zur Nivellierung, wo der kleinste gemeinsame Nenner dominiert und die *Gleichheit zum Ziel an sich* wird. Das Schlagwort von der Gleichheit wird auch in der Schweiz immer wieder zur Versuchung, alle Ungleichheiten radikal einzuebnen. Verhängnisvoll wird die Entwicklung dann, wenn die Gleichheit der Chancen plötzlich auch mit der Gleichheit der Resultate verwechselt wird. Die Gleichheit der Resultate wird dann postuliert, wenn die Anforderungen dauernd

22 nach den Leistungen der Schwächeren ausgerichtet werden, damit alle zum glei-

chen Resultat kommen. Das Schlagwort der Chancengleichheit muss deshalb, wie es neuerdings auch der Schweizerische Lehrerverein vorschlägt, durch den Begriff der *Chancengerechtigkeit* ersetzt werden. Chancengerechtigkeit bedeutet in diesem Sinn Anspruch auf gleiche Möglichkeiten, auf Gleichartigkeit der Ausgangslage, wie sie die Volksschule bietet; sie bedeutet aber nicht, dass möglichst alle die gleichen Resultate zu erzielen hätten.

Die europäischen Reformbewegungen unter dem Signum der Chancengleichheit haben wohl auch in der Schweiz unter Pädagogen und Politikern ihre Anhänger gefunden. Dass diese Reformbewegungen im öffentlichen Bildungswesen aber nicht durchdrangen (gewisse Ausnahmen bilden die Kantone Genf und Tessin), hat zwei Gründe. Erstens: In der Schweiz können Schulreformen niemals durch die Pädagogen allein oder durch Unterrichtsministerien durchgesetzt werden, da die Kontrolle über die *Volksschule* in Form der Laienaufsicht effektiv beim Volk liegt und dieses eher zur Zurückhaltung und zu Konservatismus neigt. Zweitens: Die *Gymnasien* haben in der Schweiz eine ausserordentlich starke Stellung erworben, und sie sind ihrerseits in der Grundhaltung auch eher konservativ geblieben. Die Gymnasien haben, abgesehen von namhaften inneren Erneuerungen und einer recht weitgehenden Diversifizierung der Maturitätstypen, ihre hergebrachte Grundstruktur bewahrt, nämlich *strenge Aufnahmekriterien, relativ lange Dauer (viereinhalb bis sechseinhalb Jahren), einem klassischen Fächerkanon* mit nur begrenzten Wahlfachmöglichkeiten. Dass bei uns das Gymnasium einen elitären Zug bewahrt hat, zeigt unter anderem die Tatsache, dass das Gymnasium nicht in das Volksschulsystem integriert worden ist. Dies gilt sogar für die unteren Klassen des Gymnasiums, die altersmässig parallel zur Volksschuloberstufe verlaufen und noch zur obligatorischen Schulzeit gehören.

Die Tradition des Gymnasiums ist eben wesentlich älter als die der Volksschule. Das Gymnasium ist eine Schöpfung des Renaissance-Humanismus, und es bildete als solche die Fortsetzung mittelalterlicher Klosterschulen. In seiner ursprünglichen Bestimmung war es auch in der Schweiz eine reine Eliteschule. Obwohl in der demokratischen Bewegung der 1830er Jahre der Staat diese Schulen ebenfalls in seine Obhut nahm und sie vielerorts zu *Kantonsschulen* umbenannte, bleiben sie in ihrem Bildungsziel und Leitungsverständnis eher elitär. Bis in die 1950er Jahre hinein waren es im landesweiten Durchschnitt in der Schweiz *keine fünf Prozent* der jeweiligen Schuljahrgänge, die ein Gymnasium besuchten. Die Anforderungen der schweizerischen Maturitätsschulen gelten nach wie vor als anspruchsvoll im Gegensatz zu Tendenzen in vielen ausländischen Schulsystemen, wo die Anforderungen gesenkt und die entsprechenden Prozentanteile sprunghaft bis auf 60 bis 90 Prozent angestiegen sind. Eine Expansion hat freilich auch in der Schweiz die Zahlen stark verändert. Die Maturandenquote (Verhältnis der Maturitätszeugnisse zur Zahl der im gleichen Jahr neunzehnjährigen Einwohner) beträgt heute im Landesdurchschnitt etwa 13 Prozent. Dabei gibt es aber von Kanton zu Kanton grosse Unterschiede: Im Kanton Genf sind es 22 Prozent, im Kanton Zürich 14, in Obwalden 5 und in Appenzell Innerrhoden gar nur 2 Prozent.

Die Nachteile dieses Systems liegen darin, dass im Rahmen einer an sich ausgesprochen demokratisch strukturierten Volksschule verhältnismässig früh, nämlich je nach Kanton nach dem 4., 5. oder 6. Schuljahr, eine *relativ harte leistungsorientierte Differenzierung* stattfindet. Die Vorteile im Hinblick auf unser Thema aber sind augenfällig: Frühe Differenzierung bedeutet auch Chancen für Eliteschüler. Wer die

Maturität schafft, hat sodann *freien Zugang zu allen Hochschulen*. Die Einführung eines Numerus clausus konnte vermieden werden, und auch zu einem akademischen Proletariat ist es bis heute nicht gekommen.

Obwohl auch in der Schweiz seit den frühen sechziger Jahren intensive bildungspolitische und pädagogische Diskussionen im Gange sind, mag einigermassen erstaunen, dass sich die herkömmlichen Grundstrukturen haben halten können. Zwei Gründe mögen daran beteiligt sein. Erstens genossen die *staatlichen Schulen*, von der Volksschule über das Gymnasium bis zur Universität, auch wenn sie kritisiert werden, ein *hohes Prestige*. Die Lehrkräfte sind überdurchschnittlich gut bezahlt, verglichen mit dem Ausland, und deshalb ist die Tätigkeit an Privatschulen aus wirtschaftlichen Gründen nicht attraktiv. Der Anteil der Privatschüler auf der Primarstufe macht gesamtschweizerisch nur 0,2 Prozent aus, auf der Sekundarstufe I sind es 4,2 Prozent und bei den Maturitätsschulen 8,5 Prozent. Zweitens blieb der Druck auf die Gymnasien wohl auch deshalb einigermassen im Rahmen, weil neben dem höheren Bildungswesen ein *bewährtes, anpassungsfähiges und angesehenes Berufsbildungswesen zur Verfügung steht*.

Schlussbemerkungen

Bei der vermutlich bald auf breiter Basis einsetzenden Diskussion zum verhänglichen Thema «Elitebildung» kann und soll meines Erachtens von folgenden einschränkenden Voraussetzungen ausgegangen werden:

Das Heil der Elitebildung kann nicht darin gesucht werden, dass (nochmals) neue Schultypen kreiert werden. Dies gilt für den sekundären Bereich unseres Mittelschulwesens wie auch den primären Bereich von Primar- und Volksschuloberstufe. Die Förderung auch der Hochbegabten ist ein bedeutsames pädagogisches und didaktisches Problem und ist im Hinblick auf alle Stufen zu diskutieren, aber in ihrer organisatorisch-strukturellen Dimension gehört die Frage der Elitebildung in den tertiären und vor allem «Nach-Diplom»-Bereich des Bildungswesens.

Wenn grundsätzlich auf allen Stufen des Bildungswesens auch der Hochbegabte ein Anrecht auf besondere Zuwendung und Förderung hat, darf der Begriff der Elitebildung im Rahmen unserer abendländischen Schul- und Bildungstradition niemals in dem Sinne verwässert werden, dass zu früh die *isolierte* fachliche Höchstleistung anvisiert wird, sondern dass auch der Elitebegriff – ja gerade er! – an eine allgemeine, humanistische und letztlich ethisch begründete Bildungsidee gebunden bleibt.

NZZ 13. 9. 84

* Der Bayerische Rundfunk wünschte im Rahmen einer Sendereihe zum Thema Elitebildung einen Beitrag aus der Schweiz. Der vorliegende Artikel stellt die stark überarbeitete Fassung dieses Radiovortrages dar.

Informationen

Konferenz der OECD-Erziehungsminister (Paris, 20./21. Nov. 1984)

Bericht von T. Cueni

24 Struktureller Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft stellen grosse Herausforderungen an das Erziehungssystem der westlichen Industriestaaten. Die Probleme, die an